

Allgemeine Moden-Zeitung

Nr. 30.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern, die



1840.

Moden und als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Reubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Peter Landais.

Erzählung von Emile Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Nimm diesen Paß,“ rief Chauvin dem Ivon zu.

— „Sch?“

„Kein Wort weiter, nicht lange besonnen, oder Du bist ein Kind des Todes.“

Während er dies sprach, trat er in das Dunkel; das Mädchen hatte eben die letzte Stufe der Treppe überschritten und wollte um die Ecke des Eingangs herumgehen . . . da umfaßten sie plötzlich zwei Arme. Sie wollte schreien, eine Hand aber hielt ihr den Mund zu; sie wollte sich frei machen, aber die Falten eines Mantels umhüllten sie. Trotzdem versuchte sie zu widerstehen, indes der Kampf war nur von kurzer Dauer; Chauvin hielt sie fest an den Harnisch gedrückt, den er unter seiner Kleidung trug; sie ersticke fast und sank in Ohnmacht.

— „Setz nach dem Thore und zeige den Paß vor,“ rief Chauvin, indem er den Wirth vor sich her trieb.

Dieser war von Ueberraschung und Staunen fast gedankenlos; er lief nach dem Thore zu, ohne zu wissen, wohin ihn die Füße trugen und zeigte mechanisch den Paß hin.

„Was trägt Dein Begleiter?“ fragte der Sergeant, der näher treten wollte.

— „Zurück!“ rief ihm Chauvin zu; „Platz für die Gerechtigkeit des Schatzmeisters!“

Die Soldaten traten mit einem gewissen Grauen zurück und die beiden schritten über die Zugbrücke nach dem Boote hin, in das Chauvin seine Bürde niederlegte.

Das Mädchen, das aus der Ohnmacht wieder zu sich kam, machte eine Anstrengung, sich zu befreien.

— „Schnell!“ rief Stephan.

Ivon und der Diener, der beide erwartet hatte, sprangen in das Fahrzeug.

— „Fahrt schnell,“ rief er ihnen zu; „ich bleibe. Ihr übergibt das Mädchen den Herren, die an dem andern Ufer warten und ermahnt sie besonders, sich dieselbe nicht rauben zu lassen; denn sie haben in ihr Rache und Frieden in den Händen. Ihr beide bürgt mir mit Euern Köpfen für das Mädchen.“

Das Boot verschwand bald in dem Dunkel der Nacht.

„Nun zu den Andern!“ murmelte Chauvin freudig mit einem Blicke auf das Schloß; „wer die Jungen hat, bekommt auch bald den Fuchs.“

Kaum war er verschwunden, so öffnete sich leise die Rohrhütte in der Nähe; ein Schatten trat heraus, schlüpfte vorsichtig an den Weiden hin und gelangte an die Uferlande. Es war der Bootsführer, dem man sein Fahrzeug genommen und der Alles gesehen hatte.

Albert war unterdeß allein in seinem Stübchen geblieben, fast gedankenlos und wie vernichtet. So lange Marie bei ihm war, so lange er ihre Stimme hörte und ihre Thränen sah, hielt ihn ihre Trauer aufrecht;

als sie sich aber entfernt hatte, schien ihn finsternes Dunkel zu umhüllen und die Kraft von ihm zu scheiden.

Eine neue Aufregung folgte indes bald dieser Abspannung. Die Vorwürfe Chauvins begannen in seinem Herzen wiederzuhallen. Aufgewachsen in den Ideen seiner Zeit von der Ehre und daran gewöhnt, es für eine heilige Pflicht des Sohnes zu halten, jeden Haß des Vaters aufzunehmen, empfand er eine Art Gewissenspein darüber, daß er nicht heißer nach Rache dürste. Er beschuldigte sich selbst der Gottlosigkeit und nannte sich verächtlich; dann stahlte er sich plötzlich wieder gegen diese Reue und suchte, sich in seinen eigenen Augen zu rechtfertigen; er erzürnte sich über die Schlechtigkeit der Menschen, verwünschte Stephan, weil ihm derselbe das schmerzliche Geheimniß seiner Geburt enthüllt, und verfluchte die Feindschaft, nach welcher er das Verbrechen des Vaters selbst an der Tochter strafen sollte.

Albert konnte nicht zweifelhaft sein; wenn Chauvin siegte, hatte Marie alles zu fürchten. Gewiß, dachte er, wird er in ihr hauptsächlich den Schammeister zu verwunden suchen, weil sie das Eheuerste desselben ist. Das junge Mädchen wird in den Händen des Alten ein Werkzeug der Folter werden.

Dieser Gedanke weckte eine plötzliche Besorgniß in Albert. Der Paß, den er seinem Oheime übergeben, war ein allgemeiner; er mußte ihm alle Thore öffnen und statt mittelst desselben zu entfliehen, konnte er ihn wohl gebrauchen, um die Verschworenen hereinzuführen, denen der Zufall den Eintritt in das Schloß versagt hatte. Albert hatte vielleicht, ohne es zu ahnen, eine Art Verrath begangen und das Leben Mariens in Gefahr gebracht. Einen Augenblick blieb er unschlüssig stehen; er konnte den Minister nicht warnen, wollte ihn aber auch nicht überrumpeln lassen; er beging eine Treulosigkeit, er mochte reden oder schweigen. Er konnte sich zu nichts entschließen und um sich wenigstens zu überzeugen, ob seine Befürchtungen begründet seien, eilte er schnell nach der Loire hinab.

Dort fand er den Schiffer, der eine Laterne in der Hand hielt und etwas am Boden zu suchen schien.

„Wo ist Dein Boot?“ fragte er ihn schnell, als er dasselbe an der gewöhnlichen Stelle nicht bemerkte.

— „Fort,“ antwortete der Schiffer.

„Ohne Dich?“

— „Man hat es mir genommen.“

„Wer?“

— „Maskirte Männer, die ein Frauenzimmer entführten.“

„Du hast sie also gesehen?“

— „Ja, von meiner Hütte aus. Sie waren bewaffnet.“

„Du fürchtest also, Dich zu zeigen?“

— „Und ich that wohl daran; sie suchten mich nicht,“ setzte der Schiffer leiser hinzu, „denn wer ein Mädchen entführt, wünscht sich keine Zeugen.“

„Ein Mädchen!“ wiederholte Albert.

— „Sie war ohnmächtig oder todt, denn sie rührte sich nicht.“

„Woher kamen die Männer?“

— „Aus dem Schlosse.“

Der Secretair erbehte.

„Hast Du das Mädchen gesehen?“

— „Nein, ich fand bloß dieses Armband.“

Der Jüngling griff rasch darnach und schrie laut auf, als er darauf das Wappen Landais' erkannte.

„Sie kennen ihren Namen?“ fragte der verwunderte Schiffer.

— „Ein Boot, Unglücklicher! ein Boot!“

„Da ist das Peters.“

Albert sprang dahin, lösete die Kette, mit welcher dasselbe am Lande festgebunden war und rief dem Schiffer zu: „rudere mit aller Kraft und alles, was ich besitze, ist Dein, wenn wir sie erreichen.“

12.

Während dieser Zeit wurde das fröhliche Getümmel des Festes, das der Herzog gab, immer größer und größer. Ein Maskenball war damals noch nicht, wie er es jetzt ist, eine Art geographischer Bibliothek, wo man die Trachten aller Völker findet, die bereits Jedermann bekannt sind; jedermann benutzte vielmehr die Gelegenheit, seine seltsamsten Einfälle zu verwirklichen und kleidete sich gleichsam nach seinem Traume, edel oder häßlich, grotesk oder gräßlich. Man konnte so aus dem Anzuge errathen, was der gewöhnlichste Gedanke eines jeden war; es war sonach eigentlich kein Maskenball, sondern vielmehr eine Beichte. Was sonst im Innern verborgen war, zeigte sich an diesem Tage deutlich; das wahre Gesicht lag, die Maske sprach die Wahrheit.

Wer konnte die zahllosen Gestalten anführen, unter welchen sich da die geheimsten Gedanken offenbarten! Welche seltsamen Contraste! Welche komischen Verbindungen! Die Menge hatte gar nichts Menschliches mehr. Man sah da alle närrischen Erfindungen der Kunst des Mittelalters, alle herrlichen und ungeheuerlichen Einfälle desselben, wie man sie noch an den Wänden unserer

Kathedralen findet: geflügelte Engel, gehörnte Teufel, gekrönte Geister, Flammen, Drachen und alte Göttinnen, als sei die Traumwelt in die wirkliche Welt übergegangen.

Der Herzog war als Apollo erschienen, begleitet von neun ungewöhnlich schönen und wie die Musen leicht bekleideten Mädchen. Der Lichterglanz, die Musik, die warme duftige Luft hatten ihn bald in eine Art Rausch versetzt. Er sah eine kurze Zeit dem Treiben zu und stürzte sich bald selbst in das tolle Gedränge hinein.

In diesem Augenblicke erschien der Schatzmeister. Sein erster Blick suchte Marien in der Menge und da er sie nicht bemerkte, fragte er den Herold an der Thüre nach ihr. Auch dieser hatte sie nicht gesehen.

Landais schritt langsam durch die Säle, ohne sie zu finden; endlich trug er Sueguen auf, sie ferner zu suchen; er selbst wollte den Ball wieder verlassen, als Guibé bestürzt und bleich vor ihm erschien.

Der Schatzmeister ließ ihn schnell in ein Seitenzimmer treten.

„Haben wir die Schlacht verloren?“ fragte er in Angst.

— „Nein,“ antwortete Guibé schwerathmend.

„Nun, welche Nachricht bringst Du von dem Heere?“

— „Es giebt kein Heer mehr, Herr.“

„Wie?“

— „Als es zum Kampfe kommen sollte, reichten unsere Krieger den Empörern die Hände und schlossen sich ihnen an.“

„Wer hat Dir das gesagt?“

— „Die Flüchtigen, die eben angekommen sind. Als sie entflohen, schickten die beiden Heere sich an, vereint auf Nantes zu marschiren.“

Landais blieb bewegungslos stehen, ohne ein Wort zu sprechen. Er hatte die Möglichkeit einer Niederlage vorausgesehen und seine Maßregeln für den Fall getroffen; aber der Schlag, der ihn jetzt traf, war zu entscheidend und zu unerwartet; er vernichtete mit einmalem und vollständig alle seine Pläne. Mit Gewandtheit, Klugheit und Kühnheit hatte er den Kampf mit dem Adel annehmen zu können geglaubt; er hatte deshalb den kleinen Adel erhoben, die Bürger bewaffnet, die Bauern unterstützt und Befehlshabersstellen jedem Bürgerlichen gegeben, der den Degen zu führen verstand; vergebliches Bemühen! Bei der ersten Probe war das mit so vieler Mühe seit funfzehn Jahren auf-

gerichtete Gebäude zusammengestürzt. Die Hunde hatten, als ihnen das Halsband abgenommen war, ihre Freiheit nicht vertheidigen wollen, waren vielmehr bei dem Anblicke des Herrn demüthig zu seinen Füßen unter die Peitsche gekrochen.

Landais war stehen geblieben, hörte aber die Worte nicht mehr, die Guibé noch zu ihm sprach; erst als dieser ängstlich fragte, was er thun sollte, raffte der Schatzmeister seinen Muth zusammen.

„Zuerst führe mir einen der Flüchtigen her,“ sagte er, „ich will ihn selbst fragen.“

Der Capitain ging und Landais setzte sich gedankenschwer nieder. Er beschäftigte sich bereits mit den Mitteln der Vertheidigung, denn ohne Kampf wollte er nicht unterliegen. Er war bereits ruhiger geworden, als Guibé mit dem Flüchtigen erschien und ihm mit Schrecken meldete, die Nachricht von der Vereinigung der beiden Heere sei bereits im Ballsaale verbreitet.

„Ist der Herzog schon unterrichtet?“ fragte der Schatzmeister.

— „Niemand wagt es, ihm die Nachricht mitzutheilen und er tanzt unbesorgt weiter.“

„Möge er tanzen,“ entgegnete Landais; „wir retten ihm unterdeß die Krone.“

Dann begann er den Soldaten auszufragen, dessen Antworten ihm die Sache vollends deutlich machten, und er wollte eben seinem Neffen Befehle ertheilen, als Sueguen rasch eintrat.

„Was giebt es noch?“ fragte der Schatzmeister.

— „Ihre Tochter . . .“, stammelte Sueguen.

„Was ist mit ihr?“

— „Sie ist verschwunden.“

Der Minister erblaßte.

„Was sagst Du, Unglücklicher? Man hat sie also nicht gesucht?“

— „Ueberall, Herr.“

„Und ihre Frauen?“

— „Haben sie nicht finden können.“

„Unmöglich! Man rufe sie, man frage Jedermann; Einer muß sie doch gesehen haben.“

— „Ich sah sie,“ sprach eine starke Stimme.

Landais drehte sich um. Chauvin war eingetreten. „Ich bringe Dir Nachricht von Deiner Tochter,“ sagte er.

„Von Marien? So sprich, sprich!“

— „Diese Nachricht ist für Dich allein.“

„Man lasse uns allein!“ gebot Landais sofort. Guibé, der Soldat und der Secretair entfernten sich.

Der Schatzmeister wendete sich sodann an den alten Edelmann und fragte ängstlich; „nun?“

Stephan schlug die Arme über einander und sprach: „Auerst sieh mich an. Zitterst Du nicht vor meiner Freude? Erräthst Du nicht, daß sie Dir eine schreckliche Nachricht verkündiget?“

„Ich verstehe Dich nicht,“ sprach Peter in noch größerer Unruhe; „Du solltest von meiner Tochter sprechen; ist es wahr, daß Du sie gesehen hast? Wo ist sie?“

— „Entführt, geraubt.“

„Du lügst.“

— „Geraubt durch mich selbst mittelst eines von Deiner Hand unterzeichneten PASSES. Zweifelst Du, so laß sie suchen. Ich wünsche gar nicht, Deinen Todeskampf abzukürzen, der nun beginnt, denn er erfreut mein Herz. Warte also und hoffe!“

Die grausame Freude, die aus diesen Worten sprach, ließ keinen Zweifel zu. Das Blut erstarrte in dem Herzen des Schatzmeisters.

„Wohin hast Du sie gebracht?“ fragte er mit zitternder Stimme.

— „In das Lager der Empörer.“

„Du verlangst also ein Lösegeld?“

— „Nein, — Vergeltung.“

„Vergeltung? . . . Aber meine Tochter giebst Du zurück?“

— „Sobald Du mir meinen Bruder zurückgegeben hast.“

„Ihr seid nicht so grausam, ein Kind zu tödten,“ sprach Landais schauernd.

— „Mordetest Du doch einen Greis,“ antwortete Stephan.

Peter trat näher und sprach, bleich und mit bebender Stimme:

„Seht Euch vor, Ihr seid in meiner Gewalt und das Leid, das Marien angethan wird, kann ich Euch hundertfach entgelten lassen.“

— „Versuche es,“ sprach der Edelmann mit ruhigem Lächeln, „ich nehme die Partie unter diesen Bedingungen an. Wir werden sehen, wer am ersten unterliegt, Deine Tochter oder ich.“

Landais erbebt und antwortete sodann:

„Verlieren wir die Zeit nicht mit unnützen Drohungen; Ihr könnt Euch an mir nicht durch ein Kind rächen, denn das wäre eine Schmach und Schande. Es ist schon zu viel, daß Ihr das Mädchen raubtet; aber Ihr wählet die Stelle gut, an der Ihr mich ver-

wunden könnet. Ohne Umschweife nennt also den Preis, nennet die Bedingungen, unter welchen ich meine Tochter wieder erlangen kann.“

Stephan antwortete nicht; seit einigen Augenblicken schien er aufmerksam zu horchen. Sein Schweigen erschreckte den Schatzmeister, er wußte, daß von diesem Manne alles zu fürchten war, den kein Verbrechen zurückschreckte, wenn es seine Rache befriedigte. Die Vaterliebe war das einzige zärtliche Gefühl Landais; der Gedanke, daß in diesem Augenblicke vielleicht Mariens Schicksal sich erfülle, versetzte ihn in eine Art Wahnsinn; er faßte Stephans Hand und rief:

„Herr, gebt mir meine Tochter wieder, gebt mir meine Tochter und ich unterschreibe Alles, was Ihr verlangt. Was ich Eurer Familie Uebels that, läßt sich wieder gut machen; ich gebe ihr ihre Güter, ihre Aemter, ihr Wappen zurück; ich mache Euch mächtiger, als es Euer Bruder jemals war; aber sagt mir, wo Marie ist; ein Edelmann kann keinem Weibe Leid zufügen; man verwundet nur die, welche sich vertheidigen. . . Schon sie, Herr! . . . Habt Ihr in Eurem Leben nicht auch Jemanden geliebt? Bei der Erinnerung daran und im Namen des allmächtigen Gottes, gebt mir mein Kind zurück!“

Da Stephan, noch immer schweigend, horchte, fuhr Landais außer sich fort: „steht nicht also da! Was erwartet Ihr und warum redet Ihr nicht? Ist meine Tochter einer Gefahr ausgesetzt? Antwortet, wenn Ihr an Gott glaubt, gebt Antwort! Was kann Euch bewegen? Bitten? Seht, ich falte flehentlich meine Hände; Thränen? — sie überströmen meine Wangen. Reicht dies nicht hin, Euch zum Mitleid zu rühren? Muß ich zu Euch sprechen, wie zu Gott selbst, so seht mich da vor Euern Füßen.“

Stephan warf ihm einen vernichtenden Blick zu und sagte: „endlich bittest Du!“

„Für mein Kind,“ antwortete Landais.

In diesem Augenblicke schlug es zwei Uhr; Chauvin zuckte zusammen und ein Freudenstrahl erglänzte auf seinem Gesichte.

„Bite für Dich selbst!“ sprach er, indem er drohend die Hand nach dem Minister ausstreckte.

Dieser schlug verwundert die Augen auf.

„Glaubtest Du, ich sei zwecklos hierhergekommen oder mit Dir zu unterhandeln?“ fuhr Chauvin fort.

„Zwischen uns ist nur ein Abkommen möglich, das, welches das Beil besiegelt, und wir werden es bald abschließen, denn Du hast kein Heer mehr.“

— „Ich weiß es,“ antwortete Peter.

„Weißt Du auch, daß der Vortrapp der Insurgenten schon unter den Mauern von Nantes steht? Weißt Du, daß die Adligen, welche dies auf dem Baller erfuhren, die Waffen ergriffen, um sich jenen anzuschließen?“

— „Ist es Wahrheit?“

„Ich kam hierher, um es zu verhindern, daß man Dir Nachricht davon gebe und Du Maßregeln dagegen ergreifst; mit Deiner Tochter beschäftigt, hast Du alles übrige vergessen und jetzt ist die Stadt übergeben.“

„Uebergeben?“ wiederholte Landais.

Er wollte nach der Thüre eilen; Chauvin aber trat ihm entgegen und zog sein Schwert.

„Ich habe versprochen, Dich nicht von dannen zu lassen,“ sprach er entschlossen.

— „Platz, oder ich rufe um Hilfe!“ entgegnete Landais.

„Deine Garden haben die Galerie verlassen.“

— „Sie sind hier in der Nähe.“

„Nicht so nahe als dies Schwert Deiner Brust; rufft Du, so ist es Dein letzter Laut.“

Der Schatzmeister wankte bleich und unschlüssig zurück. Er schien den Raum zu messen, der ihn von der Thüre trennte, dann sah er sich um, als suche er eine Waffe oder einen Ausgang, aber er fand weder einen Weg zur Flucht, noch ein Mittel zur Vertheidigung. Stephan, der ihm mit den Augen gefolgt war, lächelte und sagte langsam:

„Du suchst vergebens; Du bist in meiner Gewalt; heute noch zertrete ich Dich und Dein Geschlecht unter meiner Ferse wie ein Nest voll Vipern; diesmal entgehst Du mir nicht.“

— „Der Wille Gottes geschehe,“ sprach Landais finster und setzte sich dann in schrecklicher Ruhe nieder.

Es folgte eine kurze Pause; beide warteten und für beide war jede Minute ein Jahrhundert voll Angst.

Plötzlich hörte man Stimmen und eilige Tritte in der Galerie.

„Landais,“ rief Stephan, „der Tod kommt!“

— „Ich werde ihn stehend empfangen,“ antwortete Peter, indem er aufstand.

Die Thüre wurde aufgerissen und hereintrat — Albert, Marien führend. Das Mädchen flog in die Arme ihres Vaters; Stephan stand da unbeweglich und stumm und konnte seinen Augen nicht trauen. Albert trat zu ihm

„Du hast sie zurückgebracht?“ sprach der Alte, als er den Jüngling erblickte.

— „Ich habe es gethan,“ antwortete Albert kalt.

„Elender!“ schrie Chauvin mit einer heftigen Gebärde.

Die Augen des Jünglings flammten.

— „Die Elenden sind die,“ sagte er, „welche Gewalt und Verrath gegen ein schutzloses Weib anwenden.“

„Und die Memmen haben Dich das Mädchen wieder nehmen lassen!“ fuhr Stephan fort, ohne auf ihn zu hören; „Sie haben ihr nicht eher die Schwerder in den Leib gestossen! Das hätte ich voraussehen und sie selbst geleiten sollen!“

— „Ja,“ unterbrach ihn Landais, „aber Du hast es nicht gethan und meine Tochter ist gerettet. Durch Dich weiß ich ferner Alles; Gott sei gelobt, ich habe meine Kraft und meine Hoffnung wiedergefunden! Du hast recht, Narr, zwischen uns ist nur ein Abkommen möglich, das, welches das Beil besiegelt; aber Du rühmtest Dich zu bald, ich halte den Stiel in der Hand, für Dich ist die Schneide!“

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Anekdoten von Bewohnern des Schuldgefängnisses in Paris.) James Swan, ein amerikanischer Kaufmann, wurde am 28. Juli 1808 wegen einer Summe von 625,640 Fres. verhaftet und kam aus dem Gefängnisse erst am 28. Juli 1830, als das Volk die Pforten öffnete, war also gerade 22 Jahre gefangen gewesen. Swan, dessen Vermögen drei bis vier Millionen betrug, hätte wohl bezahlen können, aber er wollte nicht, behauptete, er schulde höchstens 7000 Fres. und war fest entschlossen, lieber sein ganzes Leben hindurch im Gefängnisse zu bleiben, als sich einem von ihm für ungerecht gehaltenen Urtheil der Gerichte zu fügen. Seine erste Sorge ging dahin, seiner Frau und seinen Kindern anzeigen zu lassen, daß er sie völlig enterben würde, wenn sie etwas von seinen sogenannten Schulden bezahlten. Dann richtete er seine Wohnung in dem Gefängnisse fürstlich ein, miethete St. Palacie gegenüber eine große Wohnung mit Stallung u. für seine Geliebten, seine Köche und Freunde. Diese, welchen er zwei schöne Wagen zur Verfügung stellte, mußten in seinem Namen spazieren fahren, die Bälle und die Theater besuchen. Er war ein merkwürdiger origineller Mensch dieser Swan, und so consequent, daß er sich anschickte, drei Tage nach dem Austritte aus seinem Gefängnisse freiwillig in dasselbe zurückzukehren, als ihn plötzlich der Schlag rührte und er starb. —

Der bekannte Millionair Duvrard war aus andern Gründen in das Schuldgefängniß gewandert; er läugnete es nicht, daß er die verlangte Summe schuldig sei, aber er wollte nicht bezahlen, zumal da er als Franzose nicht über fünf Jahre in der Haft gehalten werden durfte. Auch er lebte wie ein Fürst in St. Pelagie und bezahlte die Schulden seines Nachbarn in dem Hause, um dessen Zimmer zu bekommen und mehr Raum zu haben. Eines Tages kam Billale, der Finanzminister, zu ihm in das Gefängniß zum Diner und forberte ihn auf, sich doch mit seinem Gläubiger zu vereinigen, weil seine Haft großes Aufsehen mache. Duvrard antwortete darauf sehr aufrichtig: „ich bin wegen fünf Millionen fünf Jahre hier, verdiene also jährlich eine Million; kennen Sie eine sicherere und einträglichere Speculation, so nennen Sie mir dieselbe und ich bezahle die Schuld morgen.“ —

Interessant ist auch die Geschichte des Grafen Roberti. Dieser hatte das Unglück, sich in eine junge Schauspielerin zu verlieben und das noch größere, dieselbe zu heirathen. Er liebte sie leidenschaftlich, sie aber vergalt ihm mit wenig Dank und viel Coletterie. Nachdem er sein Vermögen zerrüttet hatte, um den kostspieligen Launen seiner Frau zu genügen, mußte er am 27. Novbr. 1838 in das Schuldgefängniß wandern. Anfangs wunderte er sich sehr, daß ihn die so heiß geliebte Frau in seiner Einsamkeit nicht besuche; bald aber erfuhr er, daß seine Frau es sei, die ihn gefangen hielt. Um ungestört und ungezwungen mit ihrem neuen Anbeter leben zu können, hatte sie von diesem die Wechsel- und Schuldschreibungen kaufen lassen, wegen welcher ihr Mann in das Gefängniß gekommen war. Da war ihm das Leben unerträglich und eines Morgens fand man ihn todt; er hatte sich durch Kohlendampf erstickt.

(Menschenopfer in Lahore.) Der letzte Leibarzt des Königs von Lahore, Ranschit Singh, Dr. Benet, ist kürzlich nach Paris zurückgekehrt und erzählt die Opferung der Frauen des Königs nach dessen Tode auf folgende Weise. Am 28. Juni 1839 starb der König und schon am 24. war das ganze Serail in Aufruhr; mehrere seiner Frauen suchten um die Ehre nach, auf dem Scheiterhaufen mit verbrannt zu werden, indessen wurde diese Gunst nur vier rechtmäßigen Königinnen aus fürstlichem Geblüte bewilliget. Auch einige treue Hüter des Serails wollten mit ihrem Leben dem Könige eine Huldigung darbringen und man wählte zu dieser Ehre sieben Eunuchen aus.

Auf dem Paradeplatze wurde ein prachtvoller Scheiterhaufen von Sandelholz errichtet und die königliche Leiche in Prozeßion dahin getragen; ihr folgten die vier Königinnen und die sieben Eunuchen. Die erstern stellte man Paar und Paar, das Gesicht einander zugewendet, auf und legte die Leiche auf ihre Knie; um die Königinnen stellten sich die Eunuchen auf. Dann wurde der Scheiterhaufen vervollständiget, indem man die Opfer mit noch mehr Sandelholz umlegte, so daß man nur noch die Köpfe von ihnen sehen konnte.

In Del getränkte Leinwand, Butter und harzige wohlriechende Stoffe waren in großer Menge im Innern des Scheiter-

haufens aufgehäuft worden; endlich trat der Sohn des Königs, der Nachfolger desselben, heran und zündete den Scheiterhaufen an. Die Prinzen und der ganze Hof stand umher und im weiteren Kreise eine unabsehbare Volksmenge. Man hörte weder von einer Königin, noch von einem der Eunuchen einen Schmerzensschrei. Das Feuer theilte sich aber auch den öligen und harzigen Stoffen so schnell mit und es erhob sich so bald eine ungeheure Flamme mit Rauch, daß die Opfer des barbarischen Vorurtheils schnell ersticken mußten.

Am andern Tage suchte man die Ueberreste der Knochen auf, legte sie in Säcken von Seide, die mit Gold durchwirkt waren und in denen sich Wohlgerüche und Blumen befanden und trug sie so in Prozeßion mit großem Pompe in den heiligen Fluß, den Ganges.

(Ein Selüste.) Den Gerichtshof von Sevilla beschäftigte vor kurzem ein höchst merkwürdiger Fall, den die spanischen Zeitungen ausführlich erzählen. An den Ufern des Guadiato, da, wo er sich in den Guadalquivir ergießt, lebte in der Ebene Mulea ein junges Ehepaar in seltenem Glücke mit einander, wenn auch nicht gerade von Wohlstand sehr begünstiget, Francisco Felipe Babillo, ein Pächter des Grafen von Tornachuelas, und seine junge Frau. Mit einemmale aber verschwand der junge Mann und Niemand wußte, was aus ihm geworden; die Frau, die ihn so sehr geliebt, schien indes gar nicht unruhig oder betrübt über ihren Verlust zu sein. Die Nachbarn boten alles auf, um eine Spur von dem Verschwundenen aufzufinden, der allgemein geliebt gewesen war, aber vergebens. Die Gleichgiltigkeit der jungen Frau erregte wohl Aufmerksamkeit und Verwunderung, aber man wußte, daß sie sehr sanft und eines Verbrechens nicht fähig war, zu dem auch überdies durchaus keine Ursache vorzuliegen schien. Nur hatte man bemerkt, daß ihr Character während ihrer Schwangerschaft sich auffallend verändert hatte und die Frau äußerst launenhaft geworden war.

Der Arzt, der sie öfters besuchte, drang einst sehr mit Fragen in sie, ob sie denn durchaus nicht wisse, was aus ihrem Manne geworden sei und sie antwortete endlich lachend: „ich habe ihn gegessen; sagen Sie das den Leuten, die Sie fragen.“ Es verging wieder längere Zeit und Niemand glaubte natürlich, was die Frau gesprochen hatte. Endlich sah der Arzt bei einem spätern Besuche in dem Stübchen der Frau einen Knochen liegen, den er für den Obertheil eines menschlichen Schenkels erkannte. Er sagte nichts, zeigte aber seine Entdeckung sofort dem Alcaden an, der sich auch alsbald zu der Frau begab und ein strenges Verhör mit ihr anstellte. Er hielt ihr vor, daß man einen Menschenknochen bei ihr gefunden und nachdem sie einige Zeit hindurch allerhand Ausflüchte gemacht hatte, sagte sie auch dem Alcaden: „nun ja, ich habe meinen Mann gegessen; er war mein Mann, er gehörte mir an und ich verfügte über ihn wie mir es am nützlichsten schien. Ich habe ihn gegessen mit allen möglichen Saucen, wie mir es gerade einfiel. Ich will alles vom Anfange an erzählen. Seit ich guter Hoffnung war, konnte ich

durchaus nichts genießen und ich magerte sichtbar ab; aber ich empfand ein unwiderstehliches Verlangen, von meinem Manne zu essen. Ich sagte es ihm mehrmals und er lachte darüber. Eines Abends endlich, als ich ihm mein Verlangen auch ausdrückte, legte er sich da auf unsern Tisch, hielt mir den Kopf hin und sagte: da, Pepa, wenn Du mich schlachten willst, so schneide zu. Ob er scherzte oder nicht, weiß ich nicht; ich war ganz ernsthaft, nahm ein großes Messer und schnitt ihm mit einem Schnitte fast den Kopf ab. Das Blut und die Eingeweide vergrub ich im Garten, dann zerschnitt ich den Körper, wusch die Stücke ab und salzte sie in unserm Fleischfasse ein. Seit dieser Zeit habe ich davon gegessen, es hat mir immer vortreflich geschmeckt, ich befand mich wohl dabei und nahm wieder zu. Ich hoffe auch bis zu meiner Entbindung mit dem Vorrathe auszureichen."

Der Alcabe bekreuzigte sich bei diesem gräßlichen Gesändnisse; das Fleischfass wurde untersucht und man fand wirklich noch Stücke von dem vermißten Manne darin und die Frau sollte in das Gefängniß abgeführt werden, der Arzt aber meinte, es würde besser sein, wenn man sie bloß in ein Hospital bringe, da der Zustand Pepas eine momentane Manie erzeugt habe, wie denn ähnliche Geistesstörungen bei Frauen in solchem Zustande nicht ganz selten wären. Die Frau wurde wirklich in ein Hospital gebracht; sie war ziemlich gleichgiltig dabei, wies aber mit Widerwillen alle Speisen zurück, die man ihr reichte und bat dringend, man möge ihr von dem geben, was sich noch in ihrem Fleischfasse befinde.

Die Frau magerte von Tage zu Tage mehr ab, so daß man für ihr Leben fürchten mußte und die Zeitungen Spaniens, welche diese gräßliche Geschichte erzählen, legen ihren Lesern ernsthaft die Frage vor: muß man Pepa Babillo am Leben erhalten und, damit dieses geschehen könne, ihr die einzige Nahrung reichen, die ihr zuzufagen scheint?"

(Victor Hugo und ein Geschenk.) Vor zwei Jahren erhielt Victor Hugo einen Avisbrief, der ihm meldete, es wären sechs Käffer Tasia aus Westindien an ihn angekommen. Der Dichter nahm diese anonyme Huldigung eines Bewunderers von jenseits des Meeres an wie ein Mann, der daran gewöhnt ist, solche Geschenke zu erhalten, ließ die sechs Käffer abholen und zahlte dafür die 400 Fres. Steuer. Der Tasia wurde von den Freunden Hugos getrunken und trefflich erkunden. In diesen Tagen aber erschien bei ihm ein gewisser Valère Hugo, ein Weinhändler, und verlangte die sechs Käffer, die aus Verschen an den Dichter Victor Hugo gekommen wären. Der Tasia war getrunken und Valère ersuchte also Victor, ihm den Preis dafür, nämlich 1100 Fres., zu zahlen. Der Dichter weigerte sich und Valère verklagte die Zollverwaltung, daß sie die Waare falsch abgeliefert habe; die Zollverwaltung verklagte ihrerseits den Dichter und in voriger Woche standen denn die beiden Hugos vor dem Handelsgerichte einander gegenüber, wo sich folgender Wortwechsel entspann:

Victor Hugo: Ich erkenne das Gericht nicht für competent an, weil ich nie Handel mit dieser Art Geist getrieben habe, der auf Käffer und Flaschen gezogen wird.

Valère Hugo: Ich protestire gegen diese sonderbare Behauptung. Es ist mir gleichgiltig, ob er je Handel mit geistigen Dingen getrieben hat oder nicht; er hat das erhalten, was für mich bestimmt war und er muß es mir zurückgeben oder bezahlen.

Victor: der Herr sollte doch einsehen, welchen Nachtheil mir die so unangenehme Namensähnlichkeit bringt, welche die Poesie neben den Handel stellt.

Valère: für mich ist es nicht minder unangenehm, meinen Handel in Berührung mit der Poesie gebracht zu sehen.

Victor: mein Herr, die Süßigkeit des Tasia, den ich mit Recht oder Unrecht getrunken habe, wird durch den bitteren Kelch, den Sie mir jetzt reichen, mehr als aufgehoben. Uebrigens weiß ich, daß Sie Gewinn von der Namensähnlichkeit zu ziehen suchen und deshalb von allen meinen Bewunderern gut aufgenommen werden.

Valère: Man siebt mich überall gern; aber wegen der Güte meines Weines, nicht wegen der Vortreflichkeit Ihrer Gedichte.

Victor: Sie schreiben sich selbst sogar meine Stücke zu.

Valère: Sie sind heute hier, weil Sie sich der meinigen bemächtigt haben . .

Der Präsident machte diesen Persönlichkeiten ein Ende und Victor Hugo sagte endlich: „das Gericht möge wohl bedenken, daß mein Ruf ein europäischer ist. Ich kann es ohne Eitelkeit sagen, daß man mir aus allen Weltgegenden Geschenke schickt, als Zeichen der Achtung und Bewunderung meines Genies. Habe ich doch kürzlich erst zwei Porzellanvasen direct aus Japan erhalten und durfte ich demnach nicht glauben, man schicke mir sechs Käffer Tasia aus Westindien?"

Das Handelsgericht vertagte die Entscheidung auf acht Tage. Wir werden sie unsern Lesern mittheilen.

(Ein anderes Mittel.) Ein irländischer Officier zog die Klingel so oft, daß kein Dienstmädchen, das seine Wirthin mietete, lange im Hause bleiben mochte. Der Officier wurde deshalb nach einiger Zeit ersucht lieber auszuziehen; da er nun dies nicht gern that, auch den Grund der Aufkündigung ersuhr, so versprach er, er wolle die Klingel nie wieder ziehen, wenn er bleiben dürfe. So vereinigte man sich wieder und der Officier begab sich in sein Zimmer. Nach einer halben Stunde etwa wurde das ganze Haus durch den Knall von einem Paar Pistolenschüssen in dem Zimmer des Capitains erschreckt. Die Wirthin und alle Diensteute eilten dahin und erwarteten eine schreckliche Katastrophe zu erblicken. „Kaffee!" sagte der Capitain ganz ruhig und als man Verwunderung über das Schiefen äußerte, entgegnete der Officier: „da Sie das Klingelziehen nicht leiden können, so mußte ich doch auf ein anderes Mittel bedacht sein."

Generalcorrespondenz.

Die Leser werden mit Vergnügen vernehmen, daß Daguerre auf dem Punkte zu stehen glaubt, eine höchst wichtige Verbesserung bei seiner bekannten merkwürdigen Erfindung völlig zu Stande zu bringen; er glaubt im Stande zu sein, augenblicklich die Wirkung hervorbringen zu können, welche bis jetzt die Sonnenstrahlen erst nach einer gewissen Zeit auf die zubereiteten Platten ausübten und auf diese Weise eben so genaue Bilder von beweglichen Gegenständen zu erhalten, wie man sie bisher nur von ruhenden erhielt. Gelingt ihm dies, so ist seine Erfindung eigentlich erst vollständig. —

In Paris ist mit vielem Beifalle eine neue kleine Oper von Paul Duport und dem Fürsten von der Moskwa (der sich allerdings nicht nannte) aufgeführt worden. Sie heißt: le Cent-Suisse und ihr Sujet ist einer Anekdote aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts entlehnt, welche erzählt, daß bei einem vom Könige gegebenen Fest alle Soldaten einer Compagnie Schweizer nach einander einen grünen Domino anlegten, um etwas von den Delicatessen des Büffets zu erhalten. Der Ceremonienmeister, der über die unbegreifliche Gefräßigkeit dieses einzigen grünen Dominos ganz außer sich war, erkannte die List erst bei dem letzten Schweizer, den man betrunken fortzuschaffen mußte.

Das ganze Komische dieser Anekdote ist in der Oper beibehalten, aber mit einer kleinen Liebesintrigue verwebt. Die Herzogin von Chateauroux war die Geliebte Ludwigs XV.; es wird ein Complot angezettelt, sie zu entführen und man vermuthet unter diesem geheimnißvollen Domino einen Verschworenen. Der arme Soldat, den man als Verschwörer endlich verhaftet, thut leicht seine Unschuld dar, indem er seine unschuldige Raschhaftigkeit gesteht und heirathet endlich die Jose der Herzogin. —

In London hat sich ein neuer Zweig der schönen Künste gebildet, nämlich die Erzeugung von Facsimiles von Kupferstichplatten und das Verfahren ist folgendes: die Platte, von welcher das Duplicat genommen werden soll, wird in eine Auflösung von schwefelsaurem Kupfer gestellt und durch diese leitet man einen galvanischen Strom. Hierdurch wird eine Zerlegung der Bestandtheile der Auflösung bewirkt; das Kupfer in derselben lagert sich in einer Reihe dünner Blättchen auf der Originalplatte ab und bildet somit eine neue Platte, welche alle Linien und Punkte des Originals wiedergiebt, nur mit dem Unterschiede, daß, was auf dem Original vertieft, auf der Copie erhaben und so umgekehrt wird. Die so erzeugte Platte ist dann die Normalplatte oder das Modell, von welchem durch einen ähnlichen Prozeß eine unbegrenzte Anzahl neuer, der ursprünglichen nun wieder ganz gleicher Platten abgenommen werden kann, die für den Druck vollkommen geeignet sind. Die Erfindung ist unschätzbar. Die Stahlstiche mit ihren scharfen Linien und tiefen Schatten, die alle Illusion zerstören, werden nunmehr überflüssig, während

die treuesten Facsimiles der schönsten Kupferplatten in wenigen Tagen mit geringem Kostenaufwande vervielfältigt werden können. Die englische Regierung bedient sich dieser Erfindung bereits für die neuen Briefcouverts. Das Verfahren ist gleicherweise auf Münzen, Medaillen &c. anwendbar. Die Ehre der Erfindung theilen die Professoren Jacobi (in Dorpat) und Faraday (in London). —

Die bekannte Londoner Zeitung, The Times, erschien am 25. Juni statt in acht, in sechszehn ihrer ungeheuren Folienseiten, jede zu sechs Spalten. Fast die Hälfte davon war mit Annoncen angefüllt, deren Ertrag, die Zeile acht Groschen gerechnet, sich auf 4500 Lhr. belaufen mag. Der Inhalt dieser einzigen Zeitungsnummer muß wenigstens 30 mäßige Octavbogen füllen und die Times selbst sagt, sie liefere in dieser Nummer die größte Masse von Neuigkeiten, die je binnen vierundzwanzig Stunden der Welt dargeboten worden sei. Man hat berechnet, daß diese Zeitungsnummer 27,000 Zeilen und 1,250,000 Buchstaben hält, die, in gerader Linie an einandergereiht, über eine halbe englische Meile einnehmen würden. —

In der Nähe von Hoty Rood warf leßthin der Wind einen alten Baum um, unter welchem Marie Stuart während ihres Aufenthaltes in Schottland zu sitzen und zu lesen pflegte. Dieses Ereigniß hat die abergläubische Furcht der Hochländer im hohen Grade erregt. —

Zwei Reisende, erzählte eine Zeitung von Neu York, die im Postwagen nach Chicago fuhren, veruneinigten sich über ihre Plätze und da keiner nachgeben wollte, zog jeder ein Pistol heraus; sie schossen in einem und demselben Augenblicke auf einander und beide blieben todt. —

In Paris haben die Schneider eine kleine Revolution gemacht. Die Schneidermeister verlangten nämlich bei dem Präfecten, die Gesellen sollten Wanderbücher führen wie andere Gesellen. Dies wurde genehmiget, aber die Herren Schneidergesellen wollten sich dieser neuen Anordnung nicht fügen und verließen fast sämmtlich ihre Werkstätten. Sie zogen in der Zahl von 3000 ungefähr aus dem Thore hinaus und später in Gruppen im Palais Royal umher. Sie haben sich verschworen, nicht eher wieder zu arbeiten, bis die Schmach, die man ihnen anthun will, sie zu den Handwerkern zu rechnen, zurückgenommen ist und sie für Künstler anerkannt sind, die kein Wanderbuch zu führen brauchen. Wie es unterdeß mit den neuen Moden wird, welche diese Herren doch eigentlich machen, das weiß Gott! —

London hat jetzt 10,000 Straßen und zwei Millionen Einwohner. —